

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 7

Artikel: Silvester-Aberglaube
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

draußen die Hörner abgestoßen hast, dann ist ja alles gut!" sagte Margret und fühlte sich noch stärker bereit und erlöst. Ihre Hände lagen zu kameradschaftlichem Druck ineinander, und

dieser Handschlag verhieß ein gutes, neues Jahr gemeinsamer Arbeit, in dem die Firma den Namen „Geschwister Berner“ wieder wirklich be-rechtigt führen sollte.

Silvester=Uberglaube.

Von Kant bis zur Kesi von Konnersreuth war die Konjunktur für Zeichendeuter kaum so günstig wie heute. Was da von der Salonpuppe der Dame bis zu der als Stoffaffe am Auto-fenster baumelnden Talismanfigur als modi-sches Necessaire gilt, ist nur alter Uberglaube in neuem Gewande.

Ubergläubische Vorstellungen verbinden wir auch heute noch mit dem letzten Tag des Jahres, seiner goldgeränderten Glücksklee- oder Schwein-chen-Symbolik. Selbst in Denkerköpfen spukt solcher Uberglaube, gewiß eine verwunderliche Tatsache, während bei einem Ritter des hohen C wie Garuso sogar eine starke Dosis davon zum guten Ton gehört. Fabelhaft, fast wie sein Tenor, war auch sein Silvesteraberglaube. Er meinte nämlich — aus einem zwingenden Ge-fühl für das Blonde und Blaue heraus — den letzten Abend des Jahres nur in Gesellschaft blonder, blauäugiger Menschen verbringen zu können, weshalb er brünette und schwarz-haarige, die ihm Unglück bedeuteten, mied wie den bösen Blick. Zu dieser „heiligen“ Über-zeugung war er durch Vorfälle aus seinem Leben, wovon er gerne erzählte, gekommen. Unter der letzten Schauspielergeneration galten Rainz und Matkowsky, über deren Silvester-abendbräuche die wunderbarsten Gerüchte in Umlauf waren, als bis zur Naivität abergläu-bisch. Bühnenkünstler in diesem Banne zu wis-sen, ist freilich weniger absurd, als einen Geist von der Größe Henrik Ibsens darin gefangen zu sehen. Der tiefsinnige Dichter und Denker wollte nämlich am Silvesterabend weder Tinte noch Papier sehen, da er befürchtete, dadurch werde seine Schaffenskraft im neuen Jahr be-einträchtigt. Auch Schiller hatte seinen Sil-vesteraberglauben. Erhielt er am letzten Jah-restag eine gute Nachricht, so betrachtete er das als ein böses Omen, da der Zufall, wie er meinte, einem zuletzt nur noch einen Glücks-brocken hinwerfe, um uns später desto schwerer heimzusuchen. Selbst des „Olympiers“ Geist war nicht frei von abergläubischem Wahn. Goethe lauschte, wie sein Freund Knebel be-richtet, stets gespannt auf das erste Wort, das

man nach des Jahres letztem Glockenschlag zu ihm sprach, um daraus allerlei Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. In seiner Auslegung dieser Dinge war er erfinderischer als ein Augure oder ein Schriftgelehrter.

Diesen Goetheschen Glauben an die Macht des ersten Wortes im Jahre bringen zweifellos auch die in der Neujahrnacht über die Lippen von Unzähligen kommenden Glückwünsche zum Ausdruck. Obwohl zur landläufigen Phrase herabgesunken, wohnt jenen Worten immer noch eine große Kraft inne. In nicht wenigen rufen sie sogar etwas wie ein Angstgefühl hervor, das sie dann — eine Art „Abwehrzauber“ — durch das magische Gegenwort „unberufen“, unter beinahe rituellen Gebärden, dreimaligem Klop-fen oder Ausspucken (die symbolische Geste dafür genügt) und dreimaligem Wurmeln der grie-chischen Silbe „toi“ zu bannen suchen. Diese plötzliche „Glücksangst“ kann wie die Platz-angst sogar sonst vorurteilsfreie Menschen be-fallen. „Sinnlose Umwandlungen“ sagen die einen, „atavistische Rückschläge, älteste Urerin-nerungen“ die andern, denen der Sprachforscher recht gibt, wenn er „berufen“ also definiert: „Durch das laute Reden, namentlich über den erfreulichen Zustand oder den gedeihenden Fort-gang einer Sache neidische, tückische Geister er-wecken, die alles ins Gegenteil umschlagen lassen.“

„Wir wollen den Graben nicht berufen, sonst müßte ich sagen, er führt sich recht gut ein,“ heißt es in einem Briefe an Frau von Stein, oder: „Ich habe mir ein vor meinem nächsten Geburtstag zu erreichendes Ziel vorgefetzt, das ich nicht voreilig berufen will,“ in einer an- dern, an Zelter gerichteten Epistel Goethes, in dessen Werken, besonders den Briefen, der an-tike Glaube vom Neid der Götter ebenfalls häu-fig wiederkehrt. Selbst Feldherren wie Napo-leon huldigten diesem Uberglauben. Auch der alte Moltke war nicht frei davon.

Die an die Stelle der heidnischen Götter ge-tretenen christlichen Dämonen und bösen Gei-ster übernahmen in der Folge auch deren Rol-len der Neidischen und Mißgünstigen, während

der alte Aberglaube des Berufens oder Beschrei-
ens unter der Bezeichnung „ver- oder behexen“
weiterlebt. Den Einfluß jener zu parieren,
ihnen gleichsam ein Schnippchen zu schlagen,
dienen auch die apostrophischen Formeln „Gott
behüt“ — „Gott bewahre“ oder „Gestern war
es besser“, bekräftigt durch allerlei mythische
Mimik wie Klopfen, am besten an Holz, was
wohl die Aufmerksamkeit der in Baum und
Strauch versteckten guten Geister erregen und
ihre Hilfe erzwingen soll, ein bis jetzt wenig
ergründeter Brauch, in welchem wahrscheinlich
die pantheistische Lehre von Naturgeistern fort-
lebt, wie sie auch Goethe annahm, der dem
„Klopfen an Fels und Gestein“ ebenfalls

besondere mythische Wirkung zuschrieb. Fährt
man sich beim Aussprechen des Wortes „un-
berufen“ über den Mund, so geschieht das,
um anzudeuten, daß man das dem Gehege der
Zähne unwillkürlich entflohene Wort gerne wie-
der zurücknehmen möchte, während das drei-
malige Ausspucken — „bessere“ Leute murmeln
nur toi, toi, toi — als Mittel gilt, den berufe-
nen bösen Einfluß symbolisch auf etwas ande-
res abzuleiten, die sich des Speichels als eines
Mediums bedienende Zauberkraft „anderwei-
tig“ zu übertragen. Moral: „Heiliger Sanct
Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere
an!“
Rn.

Alte Uhr.

Ist eine alte Uhr in Prag,
Verrostet das Werk und der Stundenschlag,
Verstummt ihre Stimme im Munde;
Zeigt immer die gleiche Stunde.

Doch täglich einmal, so tot sie sei,
Schleicht zögernd die Zeit an der Uhr vorbei.
Dann zeigt sie die richtige Stunde,
Wie die Uhren all in der Runde.

Es ist kein Werk so abgetan,
Kommt doch einmal seine Zeit heran,
Daß es sein Wirken bekunde,
Kommt doch seine richtige Stunde . . .

Hugo Salus.

Der vierte Weise aus dem Morgenlande.

(Zum Dreikönigstag: 6. Januar.) — Eine Legende.

Freie Erzählung nach der englischen Fassung des Henry van Dyke von May Hayef.

Das Evangelium des Matthäus erzählt von
den Weisen aus dem Morgenlande, die zur
Krippe nach Bethlehern gezogen waren, um dort
dem neugeborenen König der Welt zu huldigen.
Kaspar, Balthasar und Melchior, oder, wie sie
im Hebräischen genannt werden, Galgalath,
Magalath und Sarachin: das waren die Wei-
sen, die dem Jesuskinde Gold, Weihrauch und
Myrrhe brachten — Gold zum Zeichen seiner
Würdigkeit, Weihrauch zum Zeichen seiner gött-
lichen Natur und Myrrhe zum Zeichen seines
Menschentums und bitteren Sterbens.

Nun gab es aber damals noch einen vierten
Weisen, von dem das heilige Buch nicht erzählt.
Dieser hieß Artaban und war ein Chaldäer.

Als damals der Stern im Osten erschienen
war, der den Wissenden die Geburt des gött-
lichen Kindes verkündigte, da vereinbarten die
vier Weisen aus dem Morgenlande, sich beim
Tempel der Sieben Sphären zu Borsippa in
Babylonien zu treffen, um von dort aus ge-

meinsam durch die Wüste zu ziehen und Beth-
lehern zu erreichen. Die drei Weisen, Kaspar,
Balthasar und Melchior, sie fanden sich denn
auch zur rechten Zeit am Zusammenkunftsorte
ein, doch war Artaban nicht gekommen. Die
Weisen harrten seiner vergeblich beim Tempel,
hielten auch vergeblich Ausschau und hinterlie-
ßen endlich, in einer Nische sichtbar angebracht,
auf pergamentener Rolle, die Nachricht an den
Zuspätkommenden, daß sie sich ohne ihn auf die
Reise begeben hatten.

Warum war Artaban nicht gekommen?

Auf dem Wege nach Borsippa hatte er plötz-
lich, in tiefer Nacht, den Hilferuf eines Man-
nes gehört. Dieser Mann war von Räubern
angefallen, seines Geldes beraubt und schwer
verwundet worden. Artaban half dem Manne,
so gut er vermochte, er brachte ihm Wasser und
blieb so lange bei ihm, bis er sich erholt hatte.
Und nun wehlagte der Mann und sagte:

„Siehe, mein Helfer, ich bin völlig arm ge-